

## **Vorbemerkung „Das stolze und traurige Leben des Mathias Kneißl“**

*Mathias Kneißl wurde nach über einjähriger Jagd 1902 in Augsburg als Raubmörder hingerichtet.*

Es gibt schon eine Verfilmung des Kneißl-Themas, ich habe den Film nie gesehen. Martin Sperr hat sich in seinem Drehbuch mit dem Kneißl Fall sozialkritisch auseinandergesetzt (sein Schicksal – Strafentlassener hat keine Resozialisierungsmöglichkeit und wird zum Verbrecher – bietet sich geradezu dafür an). Mich interessierte der Kneißl von einem ganz anderen Aspekt her, mein Film ist auch nur ein Ausschnitt aus seinem Leben. Die erträumte Flucht in die neue Welt wird zu einer Hetzjagd in der Alten. Sein Scheitern liegt von Anfang an so völlig klar auf der Hand und dennoch, oder gerade trotzdem sein wahnwitzig wirkender, ungebrochener Glaube, er könne es schaffen. Es war eine Flucht ohne Ausweg.

Durch sein Aufbegehren wird er für die einen zum Volkshelden, für die anderen zum Staatsfeind, aber meine Kneißl-Figur ist kein Held. Ganz im Gegenteil, im Lauf des Films wird er zu einem bemitleidenswerten Geschöpf, genauso deprimierend wie die Umwelt und die Landschaften, in denen er lebt. Als Kneißl dann endlich gefangen ist, nimmt er seinen Tod an; es ist ein Entrinnen aus einer feindlichen, hoffnungslosen, verlorenen Welt. Der Staat aber entledigt sich nicht nur eines Verbrechers, sondern einer Anklage gegen die Gesellschaft.

Der Film zeigt ein pessimistisches Weltbild, es ist ein trauriger Film.

Die Dialoge sind mit Absicht auf das Nötigste beschränkt, mir kommt es vor allem auf das visuelle Erlebnis an. Die Sprache soll weniger Dialekt als Umgangssprache sein, teilweise habe ich auch altertümliche Formen verwandt. Die Dialoge sind jedoch hier in hochdeutsch abgefasst, so dass die Darsteller nur inhaltlich an den Text gebunden sind. Der Text der Hellscherin wurde aus Originaltexten zusammengestellt.

Die Musik: größtenteils Choräle mit einer tiefen, schwerfällig wechselnden Grundmelodie, bis sie von hellen Frauenstimmen überlagert wird. Sie klingen ganz schwer und beinahe unwirklich.

Zur Kamera: die Einstellungen habe ich von vornherein nicht zu genau festgelegt, denn man soll die Kamera gar nicht merken, das heißt man soll den Film als Realität erleben (Realität bedeutet hier die Realität, die

im Film gezeigt wird). Das Licht/Wetter – am Anfang warm – wird zum Ende hin unheimlich, unfreundlich; ein grelles Licht über eine trostlosen, ja traurigen Landschaft.

Noch zur Form: das Drehbuch verzichtet – wie schon gesagt – auf technische Angaben und eine zu genaue Festlegung im Voraus. Mir kommt es vor allem darauf an, was gezeigt werden soll: Eine Realität, wie man sie bisher noch nie gesehen hat. Der Film soll sich beim Drehen aus sich heraus entwickeln.

Es soll ja kein Abfilmen sein!

Oliver Herbrich, 1979